

Zwischen Unendlichkeit und klarer Entscheidung

Die Kommunikation des Evangeliums als Ausgangspunkt des Nachdenkens über den Pfarrberuf

Uta Pohl-Patalong

Es scheint zum Pfarrberuf zu gehören, dass nicht klar festgelegt werden kann, wie sein Charakter zu beschreiben ist und welche konkreten Aufgaben er erfüllen soll. Die »Sache« des Pfarrberufs, die Kommunikation des Evangeliums, ist immer neu deutungsbedürftig. Ausgehend von dieser Einsicht analysiert Uta Pohl-Patalong einige Schwierigkeiten, die die Situation des Pfarrberufs heute prägen. Diese Rahmenbedingungen führen sie zu zwei zentralen Fragen, von denen aus sie ihre konzeptionellen Überlegungen zum Pfarrberuf entfaltet.

1. Schwierigkeiten des Pfarrberufs heute – Situationsanalyse

1.1 Erhöhte Anforderungen an Pfarrerinnen und Pfarrer durch kirchliche Strukturen

1.1.1 Das Erbe der Gemeindebewegung

Die Situation der Kirche insgesamt und von Pfarrerinnen und Pfarrern im Besonderen ist geprägt von einem Gegenüber frühmoderner Organisationsformen einerseits und spätmoderner Ansprüche an kirchliches Handeln andererseits. Die Ortsgemeinde – nach wie vor die dominante kirchliche Organisationsform – ist entstanden am Ende des 19. Jh. Die Gemeinde wurde damals ganz neu entworfen als Gegenbewegung zur Anonymität der modernen Großstadt: Sie sollte der »Hort christlicher Liebe« sein. Mit ihr (erst) entstand das Konzept, als Kirche Menschen in ihrer Freizeit über vielfältige religiöse Angebote zu erreichen und das Evangelium über Freizeitaktivitäten zu kommunizieren. Sichtbar ist dies am damals entstandenen Gemeindehaus.¹ Möglichst viele der nominellen Kirchenmitglieder sollten in eine aktive Gemeindegemeinschaft integriert werden. Die diversen Gruppen und Kreise, die das entstehende Gemeindehaus füllten und seitdem füllen, sind trotz der ursprünglichen Verantwortlichkeit von Laien und der Entwicklung der gemeindepädagogischen Berufe immer stärker dem Pfarramt zuge wachsen.² Damit veränderte sich der Pfarrberuf grundlegend: Zu den bisherigen kulturellen und pädagogischen Funktionen kamen kommunikative und soziale Felder hinzu, vor allem aber organisatorische Aufgaben.³

Dieses Leitbild ist nach wie vor wirksam, wirft jedoch für die Gegenwart Probleme auf. Anders als vor 100 Jahren hat sich eine unglaubliche Bandbreite an Freizeitangeboten etabliert, zu denen die Gemeinde faktisch in Konkurrenz tritt. Die Ausdifferenzierung der Gesellschaft ist so stark vorangeschrit-

ten, dass das volle Gemeindehausprogramm zur Überforderung geworden ist. Wir müssen daher heute genauer nach dem spezifischen Profil des Pfarrberufs in der Pluralität der Angebote fragen und können nicht mehr das »volle Haus« als Kriterium »guter« pastoraler Arbeit annehmen.

1.1.2 Die Vielfalt von Rollen und Aufgaben

Im Moment gibt es faktisch eine Fülle von Aufgaben für den Pfarrberuf, die das 2002 publizierte Leitbild des Verbandes der Pfarrervereine eindrucksvoll (und oft kritisiert) abbildet.⁴ In dieser Vielfalt von Aufgabengebieten wird es offensichtlich noch unklarer, was den Pfarrberuf nun wirklich ausmacht, was seine Mitte, seine Kernaufgabe ist.⁵ Diverse Rollen scheinen sich anzubieten wie die klassischen Ämter des Propheten, der Priesterin, des Lehrers, der Meisterin, des Heilers und der Wegbegleiterin,⁶ aber auch die Rolle der Werbestrategin, des Publizisten, der Kommunikationswirtin, des Systemtheoretikers, Managers oder Künstlers.⁷ Die eigene, dem theologischen Auftrag entsprechende und für sich selbst stimmige Rolle zu finden, ist eine anspruchsvolle Aufgabe. Gleichzeitig muss die Differenz und die Beziehung zu den anderen kirchlichen Berufen deutlich gemacht werden, was in der Praxis häufig verschwimmt. Denn wenn der Pfarrberuf bereits das »Mädchen für alles« ist, bleibt daneben nicht viel Platz für Gemeindepädagogen, Diakoninnen und Kantoren – geschweige denn für Ehrenamtliche.

1.1.3 Freiheit und Zwang der Gestaltung

Zu dieser Situation trägt erschwerend bei, dass der Pfarrberuf ein hohes Maß an Gestaltungsfreiheit beinhaltet. Traditionell gibt es keine festgeschriebene Arbeitszeit, keine Arbeitsplatzbeschreibungen und kaum Vorschriften, wie und in welcher Gewichtung man seine Arbeitszeit füllt. Diese Freiheit ist eine der großen Vorteile des Berufes und bietet die Möglichkeiten, die eigenen Charis-

men zu berücksichtigen und einzusetzen, und – durchaus legitim – den eigenen Neigungen zu folgen. Die Diffusität fordert aber auch, die Ausformung der eigenen Identität und Rolle und die pragmatische Entscheidung, wie viel Arbeitszeit für welches Handlungsfeld aufgewendet wird, individuell zu lösen. Freiheit braucht jedoch immer auch Struktur, um als Freiheit erfahren zu werden. Besonders die Ortsgemeinde ist ein eher diffuses Arbeitsfeld, das die Gefahr von Strukturlosigkeit beinhaltet. Strukturelle Hilfen wie Gemeindeberatung, Supervision, Intervention oder Coaching gibt es zwar mittlerweile in jeder Landeskirche, aber die Entscheidung, sie in Anspruch zu nehmen, liegt wiederum in der Regel bei den Pfarrerinnen und Pfarrern selbst.

1.1.4 Konzentration auf das »Kerngeschäft«?

Dieser offenen und zur Überforderung neigenden Situation kann gelegentlich mit der Forderung nach einer Konzentration auf das »Kerngeschäft« oder mit dem Ruf »zurück zum Eigentlichen« begegnet werden. Einer solchen Orientierung stehen allerdings eine theologische und eine historische Einsicht gegenüber: Historisch ist darauf hinzuweisen, dass der Ruf zum »Eigentlichen« die pastoraltheologische Literatur seit mindestens 200 Jahren durchzieht – dass dieses »Eigentliche« aber je nach Phase ganz unterschiedlich bestimmt wird bzw. dass das, wovon man sich dann abgrenzt, ganz unterschiedlich gesehen wird.⁸ Versteht man unter dem »Kerngeschäft« den Gottesdienst, wie es gelegentlich versucht wird, ist theologisch einzuwenden, dass Luther den »Gottesdienst im Alltag der Welt« als gleichrangig mit dem sonntäglichen Gottesdienst betrachtet hat. Die Kommunikation des Evangeliums findet keineswegs nur im Gottesdienst statt, und es würde die pastoralen Aufgaben unzulässig einschränken, wenn man darin seine vorrangige Aufgabe sähe. Insofern ist hier keine generelle Lösung zu finden, die von individueller Entscheidung entlasten würde.

Prof. Dr. Uta Pohl-Patalong, Jahrgang 1965, seit 2007 Prof. für Prakt. Theologie an der Universität Kiel mit den Schwerpunkten Religionsdidaktik, Kirchentheorie und Homiletik.



1.2 Erhöhte Anforderungen an Pfarrerinnen und Pfarrer durch die »Krise« der Kirche

1.2.1 Erhöhter Druck auf das pastorale Handeln

Im Rahmen des Krisenszenarios der Kirche wird gesellschaftlich Kritik geübt - Kritik an der Kirche und auch Kritik an Pfarrerinnen und Pfarrer als den »Schlüsselfiguren« der Kirche. Aber auch innerkirchlich wird Kritik formuliert, gelegentlich ein höheres Maß an »Qualität« und »Effizienz« gefordert. Dies ist für Pfarrerinnen und Pfarrer nicht selten kränkend und erhöht den Druck, »gute« Arbeit zu leisten. Da die Kriterien für »gute« pastorale Arbeit aber keineswegs geklärt sind, bleibt der Druck als Anforderung diffus bestehen.

1.2.2 Überlastung durch schwindende Finanzmittel bei gleich bleibenden Kirchenbildern

Seit Mitte der 1990er Jahre sind die der Kirche zur Verfügung stehenden Finanzmittel erstmals seit 1945 deutlich weniger geworden. Im Zuge der ständig steigenden Einnahmen hatte man in den 1970ern und 1980ern viele zusätzliche Pfarrstellen eingerichtet. Damit wurden zwei Linien verfolgt: Zum einen wurde damit über nichtparochial strukturierte Pfarrstellen der steigenden Ausdifferenzierung der Gesellschaft begegnet und die Ortsgemeinde davon entlastet, spezifische Angebote für bestimmte Zielgruppen (Alleinerziehende, Singles, Menschen im höheren Management etc.), aber auch inhaltliche Arbeitsgebiete zu entwickeln wie z.B. interreligiöser Dialog, Kirchlicher Dienst in der Arbeitswelt, Meditation und Spiritualität etc. Diakonische, gesellschaftspolitische, ökumenische, ästhetische, bildende und andere Aufgaben sind hinzugekommen, um die kirchliche Präsenz in der sich immer weiter ausdifferenzierenden Gesellschaft zu sichern. Zum anderen wurde in den ortsgemeindlichen Strukturen das Konzept »Kirche nah bei den Menschen« bzw. »Kirche der kurzen Wege« zu sein, mit der Vermehrung der Pfarrstellen deutlich engmaschiger umgesetzt: Gemeinden wurden geteilt, und neue Gemeinden, beispielsweise in Neubaugebieten, entstanden.

Die in den finanziell »fetten Jahren« entstandenen kirchlichen Strukturen haben - sowohl innerkirchlich als auch in der Wahrnehmung der gesellschaftlichen Öffentlichkeit - ein Bild der Kirche und auch den Anspruch an sie entstehen lassen, dass sie mit einem hohen Grad an Ausdifferenzierung kirchlicher Arbeit flächendeckend präsent sein sollte - an möglichst vielen Standorten sollten möglichst viele unterschiedliche Angebote stattfinden. Dieses Bild hat bislang weder in der Öffentlichkeit noch bei den kirchenleitenden Gremien und schon gar nicht

bei den engagierten Gemeindegliedern eine klare Korrektur erfahren. Mit zurückgehenden finanziellen und vor allem personellen Mitteln wird vielfach immer noch versucht, ein möglichst großes Spektrum von Angeboten am eigenen Ort aufrechtzuerhalten. Wenn Stellen gestrichen werden und Pfarrerinnen und Pfarrer entweder übergemeindliche Aufgaben hinzubekommen oder die bisher von Kolleginnen geleistete Arbeit in der Gemeinde zusätzlich übernehmen, ist es ihre individuelle Aufgabe, dies mit den Anforderungen und auch ihren eigenen Idealen zu vermitteln. Damit müssen unausweichlich Entscheidungen getroffen werden, was getan - und was gelassen wird.

1.2.3 Wachsende Aufgabenfelder

Gleichzeitig nimmt die Ausdifferenzierung der Gesellschaft weiter zu. Das Feld möglicher kirchlicher Aufgaben ist unbegrenzt. Vor allem aber wird die Ausdifferenzierung der Gesellschaft kirchlicherseits viel stärker wahrgenommen als noch vor einigen Jahren. Besonders der Milieuansatz hat kirchlichen Haupt- und Ehrenamtlichen ins Bewusstsein gerufen, dass auch vor den finanziellen Schwierigkeiten mit einer sehr guten personellen Ausstattung die kirchliche Arbeit bestimmte Bevölkerungsgruppen deutlich besser angesprochen hat als andere. Diese Einsicht erhöht den Druck auf Pfarrerinnen und Pfarrer, eigentlich noch viel mehr machen zu müssen, obwohl strukturell die Grenzen längst erreicht sind. Dadurch verstärkt sich für den Pfarrberuf eine Spannung, die spätestens seit der Gemeindebewegung zumindest latent vorhanden ist: Man könnte / sollte eigentlich noch sehr viel mehr und ganz anderes tun - aber die Möglichkeiten, Ressourcen und Kräfte sind begrenzt.

Diese »Orientierungsnot zwischen einer Fülle von Ansprüchen und Aufgaben«⁹ entsteht jedoch nicht nur aufgrund äußerer Anforderungen, sondern betrifft Pfarrerinnen und Pfarrer auch als Personen. Denn der Pfarrberuf als klassischer »Gesinnungsberuf« ist notwendig eng mit der eigenen Person verbunden. In ihrer Berufsausübung fühlen sich Pfarrerinnen und Pfarrer - zu Recht - nicht nur ihrer Arbeitgeberin verpflichtet, sondern Gott und ihrem Gewissen. Dass sie Aufgaben, die sie eigentlich als notwendig empfinden, nicht tun können, kann daher auch zu inneren Konflikten führen.

2. Die Grundaufgabe des Pfarrberufs und die Gestaltung seines Alltags

In der Gegenwart laufen unterschiedliche Faktoren als Ursache für die gegenwärtigen Probleme und Herausforderungen des Pfarr-

berufs zusammen und treffen sich ganz konkret bei den Pfarrerinnen und Pfarrern. Zwei Fragen kristallisieren sich aus dieser Situationsanalyse:

1. Was macht den Pfarrberuf grundlegend aus, was ist sein »Eigentliches«?

2. Wie können Pfarrerinnen und Pfarrer ihren Berufsalltag so gestalten, dass es für sie und andere befriedigend ist? Wie können sie sinnvoll auswählen aus der Fülle möglicher Aufgaben - ohne sich selbst oder den Charakter des Berufes zu beschädigen?

Zumindest die zweite Frage stellt sich für Pfarrerinnen und Pfarrer in Teilzeitdienstverhältnissen verschärft und wurde lange als typisch für diese Gruppe angesehen. Spätestens im Zuge der Konzentration von potentiell mehr Aufgabenbereichen auf weniger Hauptamtliche ist jedoch deutlich, dass diese Frage zum Pfarrberuf grundsätzlich dazugehört. Stellt man sich dieser Frage nicht, wird der Arbeitsalltag vermutlich durch zwei Faktoren bestimmt, die beide keinen theologischen Charakter haben: Auf der einen Seite steuern dann die am lautesten artikulierten Erwartungen anderer insbesondere in der Ortsgemeinde. Auf der auf der anderen Seite werden Entscheidungen dann faktisch getroffen von der Erschöpfung oder den Ansprüchen der Menschen, die einem nahe stehen. Die gegenwärtige Situation lässt also die Frage nach den Grenzen im Pfarrberuf hervortreten.

Meine These ist, dass sowohl die pastorale Praxis als auch die praktisch-theologische Debatte um den Pfarrberuf sich dann produktiv mit der Situation auseinandersetzen, wenn beide Fragen im Zusammenhang gestellt und bearbeitet werden. Denn nur die inhaltliche Frage nach den grundlegenden Aufgaben des Pfarrberufs führt zu Kriterien, die die Strukturierung des Berufsalltags leiten können. Umgekehrt führt nur die Perspektive einer notwendigen Begrenzung der Aufgabenfelder dazu, die inhaltliche Frage so zu konkretisieren, dass sie hilfreich wird für die Praxis des Pfarramtes. In einer Zeit, in der der Pfarrberuf potentiell unendlich viele Handlungsfelder umfasst und die konkrete Aufgabenstellung jenseits von Gottesdienst, Seelsorge und Unterricht immer heterogener wird, muss sich die inhaltliche Profilierung des Berufsbildes mit der Frage von Auswahl und Entscheidung aus der Fülle verbinden. Zudem muss die faktische Heterogenität der Pfarrstellenprofile im Blick sein. Die grundlegende Aufgabenbestimmung des Pfarrberufs muss sowohl für die Ortsgemeinde als auch für alle anderen Pfarrstellen anwendbar sein. Sie muss auf die diversen städtischen und ländlichen Räume zutreffen, auf Vollzeit, Teilzeit und ehrenamtlichen pastoralen Dienst, auf einer Einzelpfarrstelle wie auf ein Teampfarramt.

3. Die Kommunikation des Evangeliums als Ausgangspunkt des Nachdenkens über den Pfarrberuf – Versuch einer Aufgabenbestimmung

Ich schlage folgende These als Ausgangspunkt des weiteren Nachdenkens vor, die ich anschließend konkretisiere und auf ihre Konsequenzen hin befrage: *Pfarrerinnen und Pfarrer sind zuständig für die Kommunikation des Evangeliums in der Welt und mit der Welt.* Das bedeutet konkret:

3.1 Von der Wirkung her denken

Der Begriff der »Kommunikation des Evangeliums« wurde von Ernst Lange geprägt in Abgrenzung zu einem Verkündigungs-begriff, der einseitig vom »Sender« aus denkt. Der Kommunikationsbegriff fokussiert das *wechselseitige* Geschehen und betont – jedenfalls in der neueren Kommunikationstheorie – stärker die *faktische Wirkung* des Kommunikationsvorgangs als die Absicht. Damit ist auch deutlich, dass es nicht um eine Kommunikation um der Kommunikation willen geht. Der Inhalt der Kommunikation ist nicht beliebig, sondern durch den Terminus »Evangelium« bestimmt: Die Botschaft, dass Gott in Jesus Christus Mensch geworden ist, gekreuzigt und auferweckt wurde und auf diesem Weg alle Menschen, die an ihn glauben, hineinnimmt in seine Liebe und seinen Heilswillen für die Welt. Ziel ist es, dass Menschen durch diesen Kommunikationsvorgang dem Evangelium so begegnen, dass sie seine Bedeutung für sich und ihr Leben und Handeln entdecken. Entscheidend ist also nicht, ob die Botschaft ausgerichtet wird, sondern ob sie ankommt.¹⁰ Die Aufgabe, die Kommunikation des Evangeliums von seiner Wirkung her zu denken, stellt allerdings sofort vor die Einsicht, dass eine solche »Wirkung« des Evangeliums auch durch eine noch so gute Kommunikations-tätigkeit nicht »gemacht« werden kann. Die Wirkung des Evangeliums, klassisch als »Glaube« beschrieben, ist letztlich eine Wirkung des Geistes und bleibt damit unverfügbar. Der Geist weht, wo er will – aber gleichzeitig weht er nur selten im luftleeren Raum. Damit das Evangelium ankommen kann, muss es in irgendeiner Weise kommuniziert werden, und es ist ganz und gar nicht gleichgültig, auf welche Weise diese Kommunikation erfolgt. Zudem ist die Wirkung der Kommunikation des Evangeliums nicht immer unmittelbar sichtbar – gerade der Protestantismus mit seiner Hochschätzung der Subjektivität wird nicht von einer sofortigen »Bekehrung« als Regelfall ausgehen, sondern eher eine langfristige, das Evangelium in den individuellen subjektiven Erfahrungen verarbeitende Wirkung erwarten.

Dieses theologisch komplexe Verhältnis zwischen Menschenwerk und Gotteswerk führt für den Pfarrberuf zu einem Dilemma, aus dem es kein Entrinnen gibt: Die Kommunikationsbemühungen müssen von ihrer potentiellen Wirkung her gedacht werden. Diese Wirkung aber liegt weder in unserer Hand noch ist sie überprüfbar. Dies auszuhalten und dennoch in den Kommunikationsbemühungen nicht nachzulassen, ist vielleicht die größte Anforderung an den Pfarrberuf – zumal dieser eng mit der eigenen Persönlichkeit verknüpft ist, so dass es schnell Selbstzweifel provoziert, wenn die Bemühungen scheinbar ins Leere laufen. Diese Aufgabe ist nur lösbar auf der Grundlage des Vertrauens auf das Wirken Gottes, das sowohl vor Selbstüberforderung (»ich muss die Wirkung erzielen«) als auch vor dem Rückzug auf die »gute Absicht« (»ich kümmere mich nicht um die Wirkung«) bewahrt. Pfarrerinnen und Pfarrer müssen also von der potentiellen Wirkung ihrer Kommunikation des Evangeliums her denken, ihren Effekt aber letztlich Gott anheim stellen.

3.2 Die besondere Aufgabe von Pfarrerinnen und Pfarrern im Zusammenspiel mit den anderen Berufsgruppen und den Ehrenamtlichen

Die Kommunikation des Evangeliums ist selbstverständlich Aufgabe der ganzen Kirche und nicht nur von Pfarrerinnen und Pfarrern. Ihre Aufgabe ist daher immer nur im Zusammenspiel mit anderen hauptberuflich Tätigen und mit Ehrenamtlichen zu begreifen. In diesem Zusammenspiel aber haben Pfarrerinnen und Pfarrer eine spezifische Rolle und Aufgabe, die sich durch vier Faktoren bestimmt:

1. Pfarrerinnen und Pfarrern kommt von ihrer wissenschaftlich-theologischen Ausbildung her in besonderem Maße die Aufgabe zu, die jeweiligen kirchlichen Handlungsfelder als Kommunikation des Evangeliums zu reflektieren, zu deuten und dies individuell, kirchlich und gesellschaftlich plausibel zu machen – und zwar erneut von der Wirkung her gedacht.¹¹ Als die allen gemeinsame Kernkompetenz des pastoralen Berufes verstehe ich, die jeweiligen Arbeitsgebiete theologisch zu deuten als einen Weg, wie die Relevanz der christlichen Botschaft für Menschen heute erfahrbar wird. Sie sind also zuständig dafür, die Kommunikationswege zu reflektieren und entsprechende Konsequenzen zu ziehen. Dies gilt für die jeweils eigenen Arbeitsgebiete, aber auch für den Zusammenhang mit anderen kirchlichen Handlungsfeldern als Erfüllung des Auftrags der Kirche. Damit begreift sich der Pfarrberuf nicht mehr von seiner religiösen Zuständigkeit für ein bestimmtes Gebiet her,

sondern von der Kommunikation des Evangeliums in bestimmten Handlungsfeldern als Teil der weltweiten Kirche Jesu Christi. Wenn Pfarrerinnen und Pfarrer dies aktiv mit anderen – innerkirchlich und außerkirchlich – kommunizieren, dann kommunizieren sie gleichzeitig die Relevanz des Evangeliums für das Leben von Menschen und die Gesellschaft als ganze.

2. Das Berufsbild von Pfarrerinnen und Pfarrern besitzt gegenüber anderen hauptberuflich in der Kirche Tätigen eine erhöhte Komplexität. Während kirchenmusikalische, gemeindepädagogische und diakonische Aufgaben in der Regel klarer auf bestimmte Handlungsfelder ausgerichtet sind, sind die pastoralen Aufgaben tatsächlich potenziell »unendlich« – eben weil die Kommunikation des Evangeliums nicht abschließbar ist. Dies hat zur Konsequenz, dass eine definitorische allgemeingültige Begrenzung pastoraler Aufgaben – z.B. auf Gottesdienst, Seelsorge und Unterricht, wie es gelegentlich versucht wird – nicht sachgemäß und daher nicht berufsgemäß ist. Denn denkt man von der Wirkung der Kommunikation des Evangeliums her, wird rasch deutlich, dass nicht ausgemacht ist, dass in der Jugendarbeit, in ökumenischer Arbeit, in der Gefängnisseelsorge, in der Diakonie etc. weniger Evangelium kommuniziert würde als in Gottesdienst, Seelsorge und Unterricht.

Wenn Pfarrerinnen und Pfarrer zuständig sind für die Kommunikation des Evangeliums in der Welt und mit der Welt, kann dies in einer pluralen und heterogenen Gesellschaft immer nur eine Kommunikation mit sehr unterschiedlichen Menschen auf unterschiedlichen Wegen sein. Die Milieutheorien haben mittlerweile auch empirisch belegt, was die pfarrberufliche Alltagserfahrung schon lange vermutet hat: Unterschiedliche Handlungsformen erreichen unterschiedliche Menschen auf unterschiedlichen Wegen, und bestimmte kirchliche Handlungsformen erreichen manche Bevölkerungsgruppen wesentlich besser als andere.¹² Im Blick auf die Aufgabe der Kirche, das Evangelium mit aller Welt zu kommunizieren, wäre es theologisch höchst problematisch, bestimmte Handlungsformen auf Kosten anderer zu priorisieren, indem man sie dem pastoralen Aufgabenbereich entzieht – denn damit würde es die Kirche faktisch manchen Menschen nur aufgrund ihres Lebensstils erleichtern und anderen erschweren, an dieser Kommunikation teilzuhaben. Die Beschränkung der pastoralen Arbeitsfelder kann also nicht in einer generellen Lösung gesucht werden, sondern muss als interne Differenzierung erfolgen.

3. Zur Komplexität des Pfarrberufs gehört, dass ihr Verantwortungsbereich über die unmittelbar von ihnen verantwortete Tätigkeit



hinausgeht. Dies zeigt sich auch in Leitungsaufgaben, die viele Pfarrerrinnen und Pfarrer innehaben. Es zeigt sich aber auch in Aufgaben und Gremientätigkeiten über ihren unmittelbaren Arbeitsbereich – Ortsgemeinde oder ihr konkretes Arbeitsgebiet – hinaus, die sich auf größere Bezüge, die Region, das Dekanat, oder die Landeskirche beziehen. Theologisch gesehen dienen diese Tätigkeiten dazu, die Rahmenbedingungen der Kommunikation des Evangeliums sicherzustellen oder diese so zu verbessern, dass das Evangelium künftig seine Wirkung potenziell noch stärker entfalten kann.¹³ Leitungstätigkeit bedeutet in dieser Perspektive, Sorge dafür zu tragen, dass andere das Evangelium gut kommunizieren können. Dies gilt insbesondere für die Arbeit mit Ehrenamtlichen. Es ist für den Pfarrberuf nicht »Uneigentliches«, sondern eine theologische Aufgabe, für gute Rahmenbedingungen der Kommunikation des Evangeliums zu sorgen; anders die Verwaltungsaufgaben wie Abrechnungen, Einträgen in Kirchenbücher etc., von denen in der Tat Pfarrerrinnen und Pfarrer entlastet werden könnten und sollten.

4. Das evangelische Amtsverständnis kann immer nur im Kontext des »Priestertums aller Gläubigen« betrachtet werden. Das besondere pastorale Amt ist rein funktional begründet mit der Notwendigkeit einer zuverlässigen, geregelten öffentlichen Verkündigung. Dieser Öffentlichkeitsaspekt des pastoralen Berufs ist gerade in der Gegenwart mit ihrer Tendenz zur Verkirchlichung des Christentums und einem Gegenüber von binnenkirchlichem Raum und gesellschaftlicher Öffentlichkeit besonders zu betonen. Die Aufgabe, das Evangelium in der Welt und mit der Welt zu kommunizieren, bedeutet, dass Pfarrerrinnen und Pfarrer sich von ihrer grundlegenden Aufgabenbestimmung her nicht in einen binnenkirchlichen Raum zurückziehen können, wie es manchmal angesichts der diversen Anforderungen nahe zu liegen scheint. Ulrike Wagner-Rau schlägt vor, den Ort von Pfarrerrinnen und Pfarrern »auf der Schwelle« zwischen binnenkirchlichem Raum und gesellschaftlicher Öffentlichkeit zu begreifen, die Sorge dafür tragen, dass die Tür nicht verschlossen wird und dass Anliegen aus der Gesellschaft in die Kirche und christliche Gehalte in die Gesellschaft hineindringen.¹⁴

3.3 Exemplarisches Handeln

Die Kommunikation des Evangeliums kann immer nur *exemplarisch* geschehen. Da das Evangelium immer viel größer ist als das, was Menschen noch so umfassend tun können, kann jede kirchliche und jede pastorale Tätigkeit immer nur exemplarisch auf das Werk Gottes verweisen und es nie abbilden.

Dies entlastet von dem Druck, im Rahmen des pastoralen Stellenumfangs oder im Rahmen gemeindlichen Handelns möglichst viele Handlungsfelder zu »bespielen« oder gar »Vollständigkeit« zu erreichen. So lange der Grad der gesellschaftlichen Ausdifferenzierung noch wesentlich geringer war, konnte das parochial-territoriale Prinzip suggerieren, dass eine Ortsgemeinde die religiöse »Versorgung« aller in ihr lebenden Mitglieder abdeckte und damit umfassend für einen abgegrenzten Bezirk die Kommunikation des Evangeliums ausübte. Heute würde dies angesichts der Differenzierung der Gesellschaft zu einer völligen Überforderung von Gemeinde und Hauptamtlichen führen. Die faktische Unmöglichkeit, für alle in einem Bezirk lebenden Menschen alle sinnvollen Kommunikationsformen des Evangeliums zu betreiben, wird m.E. theologisch der Aufgabe der Kirche wesentlich gerechter: exemplarisch vor Ort Evangelium kommunizieren im Verweis auf das Wirken Gottes. Der Blick auf das Wirken Gottes öffnet dann auch den Blick auf das kirchliche und pastorale Handeln im weiteren Umfeld, in dem Gott ebenso wirkt. Wen das eigene exemplarische Handeln nicht erreicht, den kann ein anderes ebenso exemplarisches Handeln erreichen.

3.4 Bewusste Entscheidung über Tun und Lassen

Dies bedeutet, dass jeder Pfarrer und jede Pfarrerin sich auf bestimmte Arbeitsbereiche konzentriert, sich für diese bewusst entscheidet und damit andere gezielt vernachlässigt. Faktisch geschieht dies ja längst durchgehend – denn niemand kann auf allen möglichen und sinnvollen Wegen mit allen erreichbaren Menschen Evangelium kommunizieren. Das Denken von der Kommunikation des Evangeliums her anstelle des Denkens von Handlungsfeldern her ermöglicht jedoch einen neuen Blick darauf, statt dass zunächst die traditionellen Handlungsfelder vor Augen stehen, die die Arbeitszeit schon fast vollständig füllen, so dass »daneben« kaum noch Zeit für etwas anderes ist. Denkt man von der Kommunikation des Evangeliums her, dann sind zunächst alle Kommunikationswege gleichberechtigt – das Filmprojekt und der Seniorenkreis, das Meditationsangebot und die Jugendgruppe, das Engagement im Stadtteil und die Seelsorge, die ökumenische Arbeit und die Freizeit für Alleinerziehende, zwischen denen eine Entscheidung getroffen werden muss.

3.5 Entscheidung nach theologischen Kriterien

Ich plädiere dafür, die faktisch schon immer getroffenen Entscheidungen zu bewussten, konzeptionell und vor allem theologisch re-

flektierten Entscheidungen zu machen. Denn das Kriterium für diese Entscheidungen sollte die theologische Frage sein, was – nach dem immer begrenzten derzeitigen Kenntnisstand – das Evangelium in der jeweiligen Situation und ihrem Kontext voraussichtlich am sinnvollsten kommuniziert: nämlich so, dass das menschliche Machbare dazu getan wird, dass Menschen vom Evangelium erreicht werden. Alle Tätigkeiten müssen sich der Frage stellen, inwiefern sie Evangelium kommunizieren, andere befähigen, das zu tun, oder Rahmenbedingungen zu einer erleichterten Kommunikation des Evangeliums zu schaffen. Dies zu reflektieren und zu formulieren (sodass es auch anderen deutlich wird), gehört zu den wesentlichen Aufgaben des Pfarrberufs – und zu seiner Grundlegung als »theologischer Beruf«¹⁵. Das ist eine anspruchsvolle Aufgabe, die mit einer aufmerksamen Wahrnehmung für den jeweiligen ortsgemeindlichen oder übergemeindlichen Kontext und die Menschen in ihm beginnt. Dafür sind Wahrnehmungsinstrumente wie die Milieutheorie hilfreich, sofern sie nicht unreflektiert in hektische Aktivität umgesetzt werden, sondern als zusätzliche Wahrnehmungshilfe genutzt werden, die Einseitigkeiten und Differenzierungen aufzeigt. Pfarrerrinnen und Pfarrern wird damit zugemutet, immer wieder einen Perspektivwechsel vorzunehmen, mit dem sie quasi »von außen« auf ihre eigene Arbeit blicken und sie mit den Augen anderer und nach theologischen Kriterien betrachten.

Schließlich gehört auch der Blick nach rechts und links zur umfassenden Wahrnehmung dazu: Welche Arbeitsgebiete werden von anderen in der Nähe bereits gut vertreten – oder könnten entsprechend gut vertreten werden? Wo sind Absprachen und gegenseitige Entlastung möglich, indem der eine Ort einen Schwerpunkt auf Jugendarbeit setzt, der zweite auf sozialdiakonisches Engagement, der dritte auf spirituelle Arbeit etc. Dies bedeutet eine Abkehr von der Idee, möglichst alles unter einem Kirchturm zu versammeln und denkt von dem Anliegen her, das Evangelium mit aller Welt in unterschiedlichen Formen zu kommunizieren. Selbstverständlich bedeutet dies auch manchen Verlust – von Traditionen und auch von nahen Wegen für manche Menschen –, aber die Alternativen erscheinen mir deutlich schlechter als die Akzeptanz des Verlustes zugunsten einer gelingenden Arbeit in der Zukunft. Ebenso selbstverständlich dürfte sein, dass eine solche Entscheidung nicht von heute auf morgen erfolgt und umgesetzt wird, sondern kommuniziert und allmählich umgesetzt wird.

Eine wichtige Perspektive für diesen Prozess ist die Einsicht, dass die Kommunikation des

Evangeliums keine Frage von Quantität ist: Die seit der Idee des »lebendigen Gemeindehauses« leitende Überzeugung, dass »mehr« auch immer »besser« ist, muss überwunden werden. Wenn alles Handeln immer nur exemplarisch sein kann, kann die bewusste und liebevolle Gestaltung eines Handlungsfeldes sinnvoller sein als drei Arbeitsbereiche zu »versorgen«.

In diesen Entscheidungsprozessen wird es Fehler geben, falsche Einschätzungen und Umwege, die unvermeidbar sind – weil wir in dieser Welt den Schatz immer nur in »irdenen Gefäßen« (2 Kor. 4,7) haben, die sich durchaus auch einmal als ungeeignet erweisen dürfen.

3.6 Unterstützung im Entscheidungsprozess

Diesen Entscheidungsweg kann und sollte ein Pfarrer, eine Pfarrerin nicht allein gehen. Sie brauchen dafür die Rückendeckung und die Unterstützung von Kirchenleitungen und Vorgesetzten. In der Ortsgemeinde sollte der Kirchenvorstand an den Entscheidungsprozessen beteiligt werden und diese Entscheidungen entsprechend mittragen. Die Perspektive des konstruktiv mitdenkenden Kirchenvorstandes kann dabei auch ein kritisches Korrektiv bilden zu der Frage nach der Wirkung der Kommunikation des Evangeliums. Für übergemeindliche Pfarrstellen ist dieser Weg mit dem entsprechenden verantwortlichen Gremium zu gehen. Häufig wird dabei beratende Hilfe sinnvoll sein, die den Prozess unterstützt und hilft, dass es nicht zu einem Kompromiss der Gruppeninteressen kommt, sondern eine gemeinsame Suche nach sinnvollen Formen der Kommunikation des Evangeliums mit den gegebenen Ressourcen – Personen, Zeit, Geld, Umfeld etc. – erfolgt. Ferner sind Absprachen in der Region sinnvoll, die die Interessen aller Beteiligten wahrnehmen.

3.7 In der eigenen Begrenzung andere stärker wahrnehmen

Bewusste Entscheidungen über das »Lassen« lassen die eigene Angewiesenheit auf andere spürbarer werden und ihre Stärken und Fähigkeiten bewusster wahrnehmen. Eine solche Haltung eigener Begrenztheit verweist mich unweigerlich auf andere, denn ich bin darauf angewiesen, dass andere Menschen andere Wege beschreiten mit demselben Ziel. Dies kann einerseits kollegiale Zusammenarbeit fördern. Es kann aber auch – in der Zusammenarbeit mit anderen Hauptamtlichen, besonders aber auch Ehrenamtlichen – deren Selbstständigkeit und Initiative stärker schätzen lassen. Die Perspektive des gemeinsamen Zieles, das Evangelium zu kommunizieren, kann möglicherweise helfen, weniger vom eigenen Handeln

her zu denken als von der gemeinsamen Sache.

3.8 Die theologische Dimension der Begrenzung

Eine solche Begrenzung pastoralen Handelns hat selbstverständlich einen pragmatischen Zug: Kräfte und Arbeitszeiten von Pfarrerinnen und Pfarrern sind nicht unbegrenzt und müssen sinnvoll eingesetzt werden. Sie hat aber auch eine geistliche Dimension: »Theologie beginnt mit der schmerzlichen Einsicht, dass dem Menschen nichts unbegrenzt zur Verfügung steht: nicht die Lebenszeit und die Lebenskraft. Nicht die Fähigkeit, das Leben konstruktiv, menschenfreundlich und liebevoll zu gestalten. Nicht das Geld. Nicht die Möglichkeit, über bestimmte Bereiche hinaus Einfluss zu nehmen. Die Grenzen verfügbarer Ressourcen und die Grenzen eigener Möglichkeiten sind in die Menschlichkeit konstitutiv eingeschrieben.«¹⁶ Dass Menschen permanent Erfahrungen mit ihren Grenzen machen, fragmentarisch und unvollkommen sind und daher immer auch in der Sünde verfangen, ist die grundlegende Einsicht reformatorischer Anthropologie. Pfarrerinnen und Pfarrer predigen dies, vermitteln dies in Seelsorge und Unterricht – und haben es in der Gestaltung ihres beruflichen Lebens manchmal besonders schwer, mit den Grenzen ihres eigenen Tuns umzugehen, nicht zuletzt auch wegen der hohen Ansprüche, die von außen gestellt werden, die sie aber auch selbst an sich haben.¹⁷

3.9 Arbeitszeit gestalten

Die Perspektive begrenzter Ressourcen führt dazu, die Arbeitszeit von Pfarrerinnen und Pfarrern konkret in den Blick zu nehmen. Das ist ein emotional aufgeladenes Thema, weil das Rechnen in Stunden gelegentlich mit einer vollständigen »Berufsmüdigkeit« des Pfarrberufes gleichgesetzt wird, die seiner »Lebensförmigkeit« entgegensteht. Der berechtigte Hinweis auf den engen Zusammenhang zwischen Beruf und Person muss – und sollte – jedoch nicht bedeuten, eine bewusste Wahrnehmung und Gestaltung von Arbeitszeit zu negieren. Es gehört im Gegenteil zu der dem Pfarramt innewohnenden Aufgabe, die Kommunikation des Evangeliums in seinen realistischen Möglichkeiten zu reflektieren und die Arbeitszeit als Ressource (und nicht von vornherein als Begrenzung) in den Blick zu nehmen.

Über Arbeitszeiten im Pfarrberuf ist in den letzten Jahren viel diskutiert worden. Immer wieder wurde und wird eine Zahl von 54 Stunden für ein volles Gehalt genannt. Diese Zahl ist empirisch fraglich, vor allem aber verwechselt sie Realität und Normativität:

Wenn Pfarrerinnen und Pfarrer faktisch so viel arbeiten, bedeutet dies nicht, dass sie dies tun sollten. Ich halte diese Zahl für nicht begründet und schlicht zu hoch. Der Pfarrberuf ist ein kreativer und anstrengender Beruf, der auch von schöpferischen Pausen lebt. Er benötigt eine spirituelle Grundlage, die Zeit braucht. Vor allem aber wird das Evangelium nicht überzeugend kommuniziert, wenn diese Tätigkeit Erschöpfung bedeutet – erneut von der Wirkung her gedacht. Die Arbeitszeit muss so bemessen sein, dass Personen, die hauptberuflich mit dem Evangelium befasst sind, nicht daran gehindert werden, Gelassenheit, Freude am Leben und den Blick für das Wesentliche auszustrahlen.

Eine genaue Stundenzahl scheint mir auch schwer festlegbar zu sein, weil vieles Vorbereitungszeit ist, die die einen kurz und intensiv und die anderen lang und extensiv nutzen. Eine Richtgröße zwischen 40 und 50 Stunden im Jahresmittel scheint mir eine sinnvolle Linie zu sein. Ein Jahresmittel anzusetzen, hat den Vorteil, dass es den »saisonalen« Charakter des Pfarrberufs berücksichtigt: In der Adventszeit, in der Passionszeit, bei Konfirmationen oder bei der Jugendfreizeit in den Sommerferien werden es sicher auch einmal deutlich mehr Stunden sein, dafür können und sollten es dann in anderen Phasen auch deutlich weniger sein. Ohne mindestens einen wirklich freien Tag in der Woche kommt vermutlich kein Mensch auf Dauer ohne gesundheitliche Schäden davon. Zur Gestaltung des pfarrberuflichen Alltags gehört aber auch Zeit für Ungeplantes und Unverzwecktes. Auch dies kommuniziert Evangelium, dass Pfarrerinnen und Pfarrer ein Verständnis von Zeit repräsentieren, das nicht im »Geschäft des Alltags« aufgeht, sondern über das jetzt zu Erledigende hinausweist. In der Alltagsgestaltung kann dann eine Ahnung davon aufleuchten, dass das eigene Handeln immer vorläufig ist und das Reich Gottes nicht herbeiführen wird – und gleichzeitig unendlich wertvoll und unverzichtbar ist für die Kommunikation des Evangeliums, denn in ihm scheint etwas auf vom Evangelium selbst.

Anmerkungen:

- 1 Vgl. Uta Pohl-Patalong: Ortsgemeinde und übergemeindliche Arbeit im Konflikt. Eine Analyse der Argumentationen und ein alternatives Modell, Göttingen 2003, 97ff.
- 2 Zur Rolle des Gemeindehausbetriebs für die Arbeitskapazität der Pfarrerinnen und Pfarrer vgl. Rudolf Roosen: Gemeindehaus vor dem »Aus«?, DPfBl 97 (1997), 63–66, 63.
- 3 Schon früh wurde die Gefahr gesehen, dass sich die Aufgaben des Geistlichen dabei immer stärker



- der Unterhaltung und Geselligkeit annähern und er zum »Manager eines großen Fürsorge-, Bildungs-, und Vergnügungsvereins (wird), der einen beträchtlichen Teil seiner Zeit Vorstandssitzungen und Proben widmen muß«. (Walter Bülck: Die evangelische Gemeinde. Ihr Wesen und ihre Organisation, Tübingen 1926, 36).
- 4 Vgl. Leitbild Pfarrerinnen und Pfarrer in der Gemeinde. Leitbild mit Erläuterungen und Konsequenzen, hg. vom Verband der Vereine ev. Pfarrerrinnen und Pfarrer in Deutschland, o.O. 2002.
- 5 Vgl. z.B. *Isolde Karle*: Was heißt Professionalität im Pfarrberuf?, DPfBl 99 (1999), 5-9, oder *Jobst Reller*: Pfarrer sein – was haben wir heute noch davon, DPfBl 104 (2004), 517-521.
- 6 *Dietrich Stollberg*: Zwischen Überforderung und Freiheit. Zu einigen Problemen von Pfarrerin und Pfarrer in der mobilen Event-Gesellschaft, PTh 93 (2004), 396-410, 409.
- 7 Vgl. *Alexander Deeg*: Pastor legens. Das Rabbinat als Impulsgeber für ein Leitbild evangelischen Pfarramts, PTh 93 (2004), 411-427, 411.
- 8 Es kann (in der Aufklärung) die Konzentration auf den ethischen und religiösen Bereich meinen (statt sich auf medizinische, landwirtschaftliche o.a. Gebiete zu begeben), es kann die Verkündigungsaufgabe bezeichnen (in der Dialektischen Theologie nicht selten gegen Kasualien etc. abgegrenzt), es kann sich auf die unmittelbaren »Amtspflichten« beziehen (abgegrenzt von der Mission Fernstehender wie bei Krauss oder von Gemeindeveranstaltungen wie bei Palmer) oder auf die religiöse Kommunikation (abgegrenzt von Verwaltungsaufgaben, geselligen Veranstaltungen etc. Vgl. *Uta Pohl-Patalong*: Art. Pastoraltheologie, in: *Christian Grethlein/Helmut Schwier* (Hg.): Praktische Theologie. Eine Theorie- und Problemgeschichte (Arbeiten zur Praktischen Theologie Bd. 33), Leipzig 2007, 515-574.
- 9 Wagner-Rau, Auf der Schwelle, 22.
- 10 Dieses Verständnis steht ganz in der Linie Martin Luthers, der immer wieder betont hat, dass das Heilsgeschehen in Christus nicht an sich geschehen ist, sondern erst an sein Ziel gekommen ist, wenn der einzelne Mensch es für sich erfasst hat: »Denn ob Christus tausentmal für uns gegeben und gecreuzigt würde, were es alles umb sonst, wenn nicht das wort Gottes keme, und tehlets aus und schencket mirs und spreche, das soll deye sehn, nym hyn und habe dys.« (WA 18; 202,37-203,2.)
- 11 Vgl. die Überzeugung Ernst Langes, dass die Taten »Kommunikation wie das Wort« sind (*Ernst Lange*: Chancen des Alltags. Überlegungen zur Funktion des christlichen Gottesdienstes in der Gegenwart, Stuttgart/Gelnhausen 1965, 201). In meinem Verständnis des Kommunikationsbegriffs folge ich Lange, der den Begriff nicht im Sinne des allgemeinen Kommunikators verstand, sondern ebenfalls auf das Evangelium bezog.
- 12 Vgl. *Wolfgang Huber/Johannes Friedrich/Peter Steinacker* (Hg.), Kirche in der Vielfalt der Lebensbezüge. Die 4. EKD-Erhebung über Kirchenmitgliedschaft, Gütersloher Verlagshaus Gütersloh 2006, 203ff, sowie *Claudia Schulz/Eberhard Hauschildt/Eike Kohler*: Milieus praktisch. Analyse- und Planungshilfen für Kirche und Gemeinde, Göttingen 2008.
- 13 Vgl. *Uta Pohl-Patalong*: Leitung in der Volkskirche, in: *Bernd-Michael Haese/dies.* (Hg.): Volkskirche weiterdenken. Zukunftsperspektiven der Kirche in einer religiös pluralen Gesellschaft, Stuttgart 2010, 77-91.
- 14 Vgl. Wagner-Rau, Auf der Schwelle, 61 und 122.
- 15 Vgl. *Christian Grethlein*: Pfarrer – ein theologischer Beruf (edition chrismon), Frankfurt a.M. 2009.
- 16 Wagner-Rau, Auf der Schwelle, 75.
- 17 Vgl. dazu auch a.a.O., 76.